

## Moderne und Gewalt

*Enzo Traverso, Moderne und Gewalt, Eine europäische Genealogie des Nazi-Terrors, ISP-Verlag, Köln 2003, 160 Seiten, 15,00 Euro.*

In der Einleitung seines neuen Buches „Moderne und Gewalt – zur europäischen Genealogie des Nazi-Terrors“ beschreibt Enzo Traverso das Paradox, dass Auschwitz zwar ins westliche Gedächtnis gerückt sei – ein Beispiel in der wissenschaftlichen Diskussion ist das von Levy und Sznajder herausgegebene Buch „Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust“ – gleichzeitig jedoch eine Verdrängung der europäischen Wurzeln des Nationalsozialismus zu konstatieren sei. Dies empfindet Traverso als beunruhigend und gefährlich (13).

Anhand der Interpretationen des Holocaust von Nolte, Furet und Goldhagen zeigt Traverso, dass man den Nationalsozialismus nicht auf die Ablehnung der politischen Moderne und auf die Gegenaufklärung reduzieren kann: „Seine Weltsicht enthielt auch eine Idee von Wissenschaft und Technik, die nichts Archaisches an sich hatte und zahlreiche Kontaktpunkte mit der europäischen liberalen Kultur des 19. Jahrhunderts aufweist.“ (21)

Traverso stellt sich insofern die Aufgabe, die Verankerung „des Nationalsozialismus, seiner Gewalt und seiner Massenmorde, in der Geschichte des Okzidents, im Europa des industriellen Kapitalismus, des Kolonialismus, des Imperialismus, des Aufschwungs der modernen Wissenschaften und der Technik, im Europa der Eugenik, des Sozialdarwinismus, kurzum im Euro-

pa des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts, das auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs zu Ende ging“, aufzuzeigen. In der Tradition Hannah Arendts ist das Ziel Traversos nicht, die Ursachen der Kulmination der Gewalt in der Moderne zu bestimmen, sondern deren Ursprünge aufzuzeigen. Mit Ursprüngen sind jene Elemente gemeint, die für ein geschichtliches Phänomen erst dann konstitutiv wurden, als sie sich in ihm kondensiert und herauskristallisiert hatten (22). Er möchte die Elemente des zivilisatorischen Kontextes, zu dem das Verbrechen gehört, aufgreifen, Elemente, die es beleuchten und, retrospektiv betrachtet, zu seinen „Ursprüngen“ wurden. Nicht nur methodologisch, sondern auch inhaltlich schließt er sich Arendts Thesen von den Verbindungslinien zwischen Nationalsozialismus und Rassismus und dem Imperialismus des 19. Jahrhunderts an. Als weitere wesentliche Quelle werden die Schriften Edward Saids genannt, der die Funktion der Kolonien, die er als einen Raum erfundenen und zusammenphantasierten Andersseins bestimmt, in der Legitimation westlicher Gesellschaften sieht.

Traverso argumentiert auf zwei Ebenen: einer materiellen und einer ideologischen. Zur ersteren zählt er die Modernisierung und Serialisierung der technischen Gegebenheiten der Tötung. Die Gaskammern und die Verbrennungsöfen, so der Autor, stellten den Endpunkt eines langen Prozesses der Entmenschlichung und der Industrialisierung des Todes dar, in dem die instrumentelle Rationalität sowohl der Produktion wie der Administration der modernen westlichen Welt (die Fabrik, die Bürokr-

tie, das Gefängnis) Eingang gefunden hat (24f).

Auf der ideologischen Ebene behandelt Traverso die Fabrizierung von rassistischen und antisemitischen Stereotypen, die aus angeblich wissenschaftlichen Erkenntnissen der Jahrhundertwende schöpfen konnten. Ein besonderes Augenmerk legt er auf den Aufschwung des „Klassenrassismus“, der Eugenik sowie eines neuen um den Intellektuellen zentrierten, als Metapher für eine Krankheit am Gesellschaftskörper dienenden Bilds der Juden und Jüdinnen.

In den entsprechenden Kapiteln legt Traverso seine Argumentation ausführlicher dar. Diese Ausführungen, für sich betrachtet, sind nicht allzu neu. Man findet sie wie gesagt bei Arendt und Said, aber auch bei Max Weber, Adorno/Horkheimer sowie bei Zygmunt Bauman. Der neue Aspekt, den Traverso in seinem Essay hinzufügt, ist die Synthese aus diesen materiellen wie ideologischen Elementen und ihrer Genealogie. Herauszuheben sind auch die Kapitel über den Ersten Weltkrieg, in welchem eine neue Ethik und eine neue Mentalität herausgebildet wurden, „ohne die die Massaker des Zweiten Weltkriegs nicht verstanden werden können“ (88), und den Kolonialismus sowie Imperialismus der europäischen Staaten.

Traversos zentrale Thesen ähneln denen von Bauman, die dieser in der „Dialektik der Ordnung - Die Moderne und der Holocaust“ ausführte. Demnach ist der Holocaust als modernes Phänomen zu sehen, dessen Erklärung innerhalb des Kontextes moderner kultureller Tendenzen und

technischer Entwicklungen zu suchen sei. Die Begründung ist bei Traverso jedoch differenzierter und fundierter, da er in einem weit größeren Ausmaß ideologische Elemente wie Rassismus, Eugenik, Antisemitismus und Mentalität berücksichtigt. Dennoch muss kritisiert werden, dass sein Schwerpunkt vornehmlich auf der rationalen und technologischen Organisation von Gewalt in den Todeslagern liegt. Die Tatsache, dass Millionen Menschen nicht in den Konzentrations- und Vernichtungslagern vernichtet wurden, sondern durch Erschießungen, Massaker und Todesmärsche, wird übergangen. Insofern ist auch seine Definition der Singularität der Judenvernichtung zweifelhaft, wonach „der Judenmord kein Ausbruch einer bestialischen und primitiven Gewalt [war], sondern eine dank eines geplanten industriellen Systems ‚ohne Hass‘ vorgenommene Massentötung. Es war ein von einer Minderheit von Architekten des Verbrechens geschaffenes Räderwerk, welches von einer Masse von manchmal eifrigen, manchmal unbewussten oder ohne ‚Verantwortungsgefühl‘ in der schweigenden Indifferenz der großen Mehrheit der deutschen Bevölkerung, mit der Komplizenschaft von Europa und der westlichen Welt, die passiv blieben, handelnden Exekutoren betrieben wurde.“ (19) An anderer Stelle wird die Singularität jedoch mit der biologischen Umzüchtung der Menschheit bestimmt, die keinen instrumentellen Charakter hatte, sondern ein Ziel an sich war (vgl. 8).

Eine ähnliche Unstimmigkeit ist auch bei der Charakterisierung des Nationalsozialismus zu finden: Einmal wird die Singularität in dem re-

generierenden Antisemitismus gesehen, dessen Endpunkt unter den Bedingungen des Zweiten Weltkrieges ein breit angelegtes Völkermordunternehmen war (149), und dann in der Fähigkeit des Nationalsozialismus, eine Synthese aus den verschiedenen Formen der Gewalt gefunden, die der westlichen Zivilisation inhärent seien (152).

Im Unterschied zu Adorno und Horkheimer, die eine durch die instrumentelle Vernunft vermittelte zwingende Verbindungslinie von westlicher bürgerlicher Gesellschaft zum deutschen Faschismus und zum Faschismus allgemein ziehen, sieht Traverso wie auch Bauman das Verhältnis von westlicher Moderne bzw. industriellem Kapitalismus und Nationalsozialismus anders. Für Traverso ist Auschwitz nicht das endlich entschleierte tiefere Wesen des Westens, die Studie zeige aber, „dass es eines ihrer möglichen Produkte und in diesem Sinn einer ihrer legitimen Söhne ist“ (152), die Gaskammern der Nazis haben das Zerstörungspotential der Zivilisation aufgezeigt (7). Aber die Genealogie – so betont Traverso – darf nicht teleologisch verstanden werden. Der Nationalsozialismus habe im Sinne Robert Chartiers geistige und kulturelle Ursprünge gehabt, seine eigene Geschichte findet sich darin jedoch nicht eingeschlossen (154).

An Traversos Essay ist weiterhin der offensichtlich synonyme Gebrauch der Begriffe „Westen“, „Zivilisation“, „Moderne“, „liberales Europa“ sowie „Industriegesellschaft“ und „Kapitalismus“ zu kritisieren. Hier hätte man sich eine Differenzierung gewünscht; denn so bleiben Unklarheiten beste-

hen. Gibt es Unterschiede zwischen „Moderne“, „Zivilisation“ bzw. „Westen“? Was genau ist mit Moderne und den anderen Begriffen gemeint? Wäre nicht eine Differenzierung des Begriffs der Moderne angebracht, die eine politisch-rechtliche und eine ökonomisch-industrielle Moderne unterscheidet. Hilfreich wäre der Vorschlag von Max Weber, nicht einfach von der Moderne, sondern von dem modernen Staat oder dem modernen Kapitalismus zu sprechen. Zudem wird das Verhältnis von Kapitalismus und Faschismus in dem Essay nicht näher bestimmt.

Es bleibt die Frage, ob Traverso mit seiner Argumentation, die Ursprünge des Nationalsozialismus in der westlichen Moderne zu verorten, nicht die spezifische Verantwortung Deutschlands zu gering schätzt und die deutsche Geschichte somit entlastet. Dazu ist zu sagen, dass Traverso sehr wohl den spezifischen Kontext der deutschen Geschichte erwähnt (vgl. 124, 149ff), sein Hauptaugenmerk aber auf dem europäischen liegt. Der Nationalsozialismus in Deutschland habe die dem allgemein europäischen Kontext entstammenden Motive (Rassismus, Antisemitismus, Eugenik, Antikommunismus) und die Mittel (Krieg, Eroberung, industrielle Vernichtung) auf originäre Weise synthetisiert. Einen deutschen Sonderweg – und das ist sicherlich eine kontroverse These – könne man daraus aber nicht ableiten (150).

Traversos Beunruhigung über die Vernachlässigung der europäischen Wurzeln des Nationalsozialismus ist verständlich. Denn nichts schließe

aus, dass andere Synthesen, die genauso oder vielleicht noch zerstörerischer sind, sich in der Zukunft herauskristallisieren können“ (154). „Sowohl die Atombombe wie die Vernichtungslager der Nazis gehören zum ‚Prozess der Zivilisation‘, in dem sie keine Gegenteilendenz oder Verirrung darstellen, sondern Ausdruck einer ihrer Möglichkeiten, eines ihrer Gesichter, ein in ihr mögliches Abgleiten sind.“

Enzo Traversos Essay stellt somit einen wichtigen Beitrag zur Diskussion über das Verhältnis von Nationalsozialismus und Moderne und darüber hinaus zum Zerstörungspotential der kapitalistischen Zivilisation überhaupt dar.

*Guido Speckmann*

## **Tauschwert, Mehrwert und Ressourcenverbrauch**

*Athanasios Karathanassis, Naturzerstörung und kapitalistisches Wachstum. Ökosysteme im Kontext ökonomischer Entwicklungen, VSA-Verlag, Hamburg 2003, 160 S., 16,50 Euro*

Karl Marx war sich bewusst, dass der Kapitalismus nicht nur die menschliche Arbeit auffrisst, sondern gleichermaßen den natürlichen Reichtum auf der Erde verschlingt. So schreibt er u. a.: „Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in der Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit (...) Die kapitalistische Pro-

duktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“ (MEW 23, 529f)

Wie das im einzelnen geschieht, analysiert Athanasios Karathanasis. Der Autor wählt hierbei ein dialektisches Vorgehen, indem er die Erfordernisse kapitalistischen Wirtschaftens den Hauptsätzen der Thermodynamik gegenüberstellt. Auf diese Weise soll die Zwangsläufigkeit der vom Kapitalismus ausgehenden Naturzerstörung offen gelegt werden. Die Hauptsätze der Thermodynamik besagen, dass in einem geschlossenen System die absolute Energiemenge zwar immer konstant bleibt, jedoch mit jeder weiteren Nutzung von Energie (resp. Materie) die verfügbare Energie irreversibel in nicht mehr verfügbare Zustände übergeht. Oder: Energie hoher Ordnung (niedrige Entropie oder Syntropie) wird zu Energie niedriger Ordnung (hohe Entropie). Dieses physikalische Prinzip bestimmt alle irdischen wie kosmischen Stoff- resp. Energieumsätze, es wird menscheitsgeschichtlich aber erst vor dem Hintergrund des exponentiellen Energieverbrauchs und der ungehemmten Stoffumwandlung in den kapitalistischen Ökonomien ökologisch bedeutsam.

Kapitalistisches Wirtschaften nimmt seinen Ursprung in der Produktion von Waren. In jeder Ware liegen Gebrauchs- und Tauschwert verborgen. Bezeichnet der Gebrauchswert das stoffliche Potenzial der Ware, das tatsächlich und konkret gebrauchbar ist, so steht der Tauschwert für die in die Ware eingegangene abstrakte Arbeits-

kraft (abstrakt im Sinne einer angenommenen Größe, in der die gesamte gesellschaftliche Arbeitskraft als die Summe aller individuellen Arbeitskraft einfließt). Dem Gebrauchswert ist eine begrenzte Nachfrage eigentümlich, hingegen wird der Tauschwert zum Grenzenlosen, und er entwickelt sich zum Motor der ökonomischen Zirkulation. Tausch lässt sich jedoch nur praktikabel organisieren, wenn nicht Ware gegen Ware, sondern Ware gegen ein allgemein akzeptiertes Warenäquivalent getauscht wird. Dieses Äquivalent bildet das Geld. Im Geld steckt das Potenzial zum Äquivalent für jede Ware, es ist qualitativ unbegrenzt, jedoch bleibt es an die Existenz von Waren gebunden und somit quantitativ begrenzt. Geld kann nur mittels der Warenproduktion geschaffen werden. Waren gelangen in die ökonomische Zirkulation, fallen aber auch fortwährend heraus, weil sie verbraucht werden. Das Geld verbleibt hingegen in der Zirkulation und treibt sie an. In der ökonomischen Dynamik veränderte sich das Geld vom einfachen, an die Waren gebundenen Äquivalent zum Kapital. Das heißt, Geld wird in den Wirtschaftsprozess eingebracht, um Geld aus ihm zu entnehmen. Voraussetzung hierfür ist die Schaffung von Mehrwert, der dadurch entsteht, dass die in den Produktionsprozess einfließende Arbeitskraft nur soweit entlohnt wird, als zu ihrer Reproduktion unbedingt notwendig ist. Der darüber hinaus im Arbeitsprozess geschaffene Wert bildet den Mehrwert. Ökologisch bedeutsam ist nun, dass Geld resp. Kapital an die Stofflichkeit der Waren gebunden bleibt, jedoch unbegrenzt geschaffen

werden soll. Um Kapital zu erhalten, müssen Waren produziert werden. Transformiert in die Hauptsätze der Thermodynamik heißt das, niedrige Entropie muss in hohe Entropie umgewandelt werden.

Die im Kapitalismus angelegten Konkurrenzbeziehungen zwischen den Kapitaleignern bedingen weiterhin das Interesse, den Produktionsprozess zu beschleunigen und zu verfeinern. Dies geschieht mittels stärkerer Ausbeutung der Arbeitskraft und intensiviertem Maschinen-, Roh- und Hilfsstoffeinsatz. Auf diese Weise kann sich der Kapitalist einen Extramehrwert sichern und gleichzeitig einen Wettbewerbsvorteil gegenüber Konkurrenten erlangen, als Grundlage für Naturverbrauch, auch weil bei stärkerer nochmaligen Extramehrwert. Das bedingt neuen Ausbeutung der Arbeitskraft der Aufwand der Arbeitskräfte für die Reproduktion geringer werden muss. Dies wird wiederum mit mehr Warenproduktion erreicht, siehe Landwirtschaft, wo billigere Handelspreise (Tauschwerte) eine intensivere Bewirtschaftung erfordern, was aber auch hier den Naturverbrauch antreibt.

In der Phase des Fordismus erfuhr die vom Kapitalismus ausgehende und ihm innewohnende Naturzerstörung eine neue quantitative und qualitative Dimension. Essentiell für den Fordismus ist die Anhebung der Massenkaufkraft zum Zwecke der Produktionssteigerung, da nur über diesen Weg eine große Menge von Waren abgesetzt werden kann. Standardisierte und hochtechnisierte Produktionsprozesse, hohes Beschäftigungsniveau und tarifvertraglich ausgehandelter Arbeitslohn bildeten die re-

gulative und ökonomische Basis hierfür. Das ermöglichte für große Teile der Bevölkerung ein hohes Maß an Bedürfnisbefriedigung (wobei Bedürfnisse vielmals erst über eine omnipräsente Werbung geschaffen werden), was aber zu Lasten der Ökosphäre gehen musste. Als Beispiele sollen nur das Anwachsen des motorisierten Individualverkehrs, die Zunahme der Flugreisen oder die Überversorgung mit Gütern aller Art und die daraus resultierende Schadstoff- und Abfallproblematik genannt werden. Wenngleich die Entfaltung der Massenkaufkraft oder das hohe Beschäftigungsniveau in den sogenannten entwickelten Ländern bereits wieder der Vergangenheit angehört, bedeutet das nicht, dass die Naturzerstörung langsamer verläuft. So wird in den Schwellenländern ein ähnliches Regulationsmodell bei entsprechender Naturausbeutung angestrebt, des weiteren verbleiben ausreichend Ober- und Mittelschichten, die das ökonomische Potenzial für weiteren Konsum besitzen.

Athanasios Karathanassis zeigt die Gesetzmäßigkeit, wonach Warenproduktion zwangsläufig zur Naturzerstörung führt, mit fundierter Theorie und stringenter Logik auf. Angesichts vorkapitalistischer Umweltschäden, die der Autor einfürend erwähnt, bleibt dennoch die Frage, ob ausschließlich die kapitalistische Ökonomie als ursächlich für den Naturverbrauch angesehen werden muss. Hier existiert eine Lücke, und es wäre zu thematisieren, ob auf Grund des menschlichen Reflexions- und Handlungspotenzials unabhängig vom Wirtschaftssystem ein prinzipieller Konflikt zur Ökosphäre entstehen musste. Immerhin

verweist Karathanassis auf die Umweltprobleme in den Staaten des ehemals real existierenden Sozialismus. Diese Volkswirtschaften waren ebenfalls auf ein unbegrenztes ökonomisches Wachstum und eine maximale Mehrwertproduktion fixiert. Der Autor fordert als Ausweg aus der ökologischen Krise eine ausschließliche Gebrauchswertwirtschaft, da, so seine Analyse, die Warenproduktion zwangsläufig zur Naturzerstörung führt. Offen bleibt, ob auch das Äquivalent Geld verschwinden muss. Karathanassis wagt es, mit dieser radikalen Position über konventionelle abendländische Erinnerungswelten hinauszudenken, hat doch die Produktion von Tauschwerten ihren Ursprung in den antiken Zivilisationen. Reine Gebrauchswertproduktion existierte (und existiert vielleicht noch) nur in den archaischen Subsistenzökonomien. Der Autor ist sich des Utopischen seiner Überlegungen bewusst, er vermeidet deshalb konkrete Lösungsvorschläge. Angesichts der entfesselten und globalen kapitalistischen Ökonomie bedarf es jedoch solcher Utopien.

*Andreas Klotz*

## **Widerspiegelung als Grundlage der Dialektik**

*Hans Heinz Holz, Widerspiegelung, transcript Verlag, Bielefeld 2003, 77 S., 10,80 Euro*

In der von Andreas Hüllinghorst herausgegebenen 'Bibliothek dialektischer Grundbegriffe' sind bisher Bände zu den Themen Arm und Reich, Leben, Metapher, Mimesis, Mittel, Muße, Naturwissenschaft, Reflexion,

System und Wahrnehmen erschienen. Hans Heinz Holz war prädestiniert für das Thema Widerspiegelung, hat er doch in zahlreichen Publikationen (Dialektik und Widerspiegelung, 1983; Das Widerspiegelungstheorem, in: Bartels/Holz/Lesink/Pätzold, Dialektik als offenes System, 1986) eine Theorie der Widerspiegelung ausgearbeitet, die er als „Grundlegung und (...) Grundlage der Dialektik“ (75) versteht. Widerspiegelung ist ein Modell; Modelle „sind nicht verifizierbar oder falsifizierbar, sondern erweisen ihre hermeneutische Geltung in der Fruchtbarkeit ihrer Erklärungs- und Deutungskapazität“ (8). Der Spiegel fungiert als Metapher, allerdings als exakte Metapher, d.h. „das vergleichsweise angeführte Bild muss genaue formale (strukturelle) Übereinstimmungen mit der durch das Bild bezeichneten Sache besitzen, die so wesentlich sind, dass dadurch die Natur der Sache selbst deutlich wird“ (36). Die Metapher ist notwendig in dem Sinne, dass ihre Bedeutung durch sie allererst geschaffen wird.

Von Widerspiegelung wird gesprochen auf drei verschiedenen ontologischen Ebenen, die miteinander zusammenhängen: *Erstens* bezeichnet der Terminus eine „aus der Wechselwirkung der materiellen Entitäten hervorgehende Eigenschaft der gesamten Materie“ als Weltmodell des Gesamtzusammenhangs im Rahmen einer allgemeinen Dialektik der Natur. *Zweitens* und demgegenüber abkünftig wird damit charakterisiert „das erkenntnistheoretische, anthropologische und psychologische Verhältnis von Sein und Denken“, die strukturelle „Übereinstimmung von Bewusstseinsinhalten mit den von ihnen ge-

meinten objektiven Sachverhalten“; *drittens* die „Abhängigkeit ideeller oder institutioneller Komplexe des sog. ‘Überbaus’ von der auf den Produktionsverhältnissen einer Gesellschaft beruhenden ökonomisch-politischen Ordnung, der sog. ‘Basis’“ (9).

Holz nimmt einen historischen Rückblick auf die Spiegelmetapher in systematischer Absicht vor. Im Mittelalter etwa wird sowohl Gott als ein Spiegel der Welt aufgefasst als auch die Welt als ein Spiegel Gottes. In Leibniz' Monadenlehre sind beide Aspekte in eins gefasst, dabei wird Gott nunmehr mit der Welt gleichgesetzt: Jede Monade spiegelt perspektivisch das Weltganze, die Erkenntnisbeziehung wird als ein Ausdrücken dargestellt. Wichtig ist, dass Widerspiegelung als strukturell-ontologische Beziehung nicht auf Abbildung verallgemeinert werden darf. Durch Analyse der Spiegelmetapher testet Holz die Leistungsfähigkeit dieses Bildes. Mit Hinweis auf Hegel wendet er nun die dialektische Grundfigur des Übergreifens eines Allgemeinen über sein Gegenteil auf die Spiegelmetapher an, so dass in der Nicht-Identität des Spiegelbildes mit dem Gespiegelten „zugleich die Identität mit ihm“ behauptet wird und „mithin die Figur der Identität von Identität und Nicht-Identität gegenständlich erfüllt“ ist: „Dieser Selbstunterschied besagt nun nichts anderes, als dass logisch das Spiegelnde die Gattung seiner selbst ist und seines Gegenteils, des Gespiegelten, als welches das Bespiegelte im Spiegel erscheint; während ontisch – und d.h. hier in der Weise des äußeren Unterschieds, der dem Selbstunterschied des Spiegels an sich von seinem Spiegelbild vorher-

geht – das Bespiegelte die Gattung seiner selbst und seines Gegenteils, des Gespiegelten ist“, so dass „die Figur des Übergreifens sich im Logischen, in der Verfassung des Gedankenseins (...) spiegelbildlich umgekehrt verhält wie im Ontischen, in der Verfassung des Seiendseins“ (41f.). Das sei der ontologische Ausdruck dafür, dass die Engelssche „Grundfrage der Philosophie, die nach dem Verhältnis von Denken und Sein, (...) selbst als Widerspiegelung des Widerspiegelungsverhältnisses notwendig diese und nur diese zwei Prioritäten, die idealistische des Denkens und die materialistische des Seins, zulässt“ (42). Von dieser Rekonstruktion des Wesens der Widerspiegelung aus „lässt sich dann die Anwendung des Theorems auf alle Elemente des Basis-Überbau-Verhältnisses methodisch sichern und rechtfertigen, die Spiegelfigur auch als Modell für die ‘grundlegende Eigenschaft der gesamten Materie’ zu benutzen“ (43). Die rationale Rekonstruktion der Totalität setzt „bei der Idee des Gesamtzusammenhangs“ an - „als ein Apriori, das die Bedingung möglicher Erfahrung, einschließlich der Erfahrung der Praxis ausmacht“ (44). Holz greift hierfür auf den Marxschen Begriff des ‘materiellen Verhältnisses’ zurück. „Erst die relationale Bestimmung der Materialität erlaubt es, die Einheit von Natur und Geist, von Materiellem und Ideellem als eine Einheit von Unterschiedenem darzustellen und den materialistischen Monismus, der eine *conditio sine qua non* des Materialismus überhaupt ist, konsequent durchzuführen“ (45). Das Einzelne impliziert das Ganze und drückt es aus. Materie ist strukturell

reflexiv, die Welt ein „universelles Reflexionssystem“ (62). Mit dem Modell für den dialektischen Begriff von Welt als Totalität materieller Verhältnisse liefert die Widerspiegelungstheorie „zugleich den Grund für den besonderen Widerspiegelungscharakter des Denkens im Verhältnis zum Sein“ (46). Die logische Struktur dieses Verhältnisses entspricht, so Holz, exakt der logischen Struktur des Verhältnisses von Spiegel und Bespiegeltem. Der Primat des denkenden Ich ist ein unvermeidlicher Schein, die reale Bedingtheit, das Erzeugtsein durch die Natur, wird im Stoffwechsel mit der Natur und in der Tätigkeit der Bedürfnisbefriedigung erfahren. Der Mensch muss in exzentrischer Positionalität (Plessner) seine Einpassung in die Welt selbstreflexiv reproduzieren. Sein Verhalten ist mimetisch und zwecksetzend. Sein Scheitern an der Eigengesetzlichkeit der Materie führt, der Natur gehorchend, zu wissenschaftlicher Forschung oder zu ideologischen Erklärungsmustern, die seine Situation verzerrt spiegeln. Das Praxisverhältnis weist Spiegelungsstruktur auf: Die Objekte spiegeln den Eingriff der Subjekte, die Subjekte die Wirkung der Objekte. Die gegenständliche Tätigkeit in der Form der gesellschaftlichen Praxis setzt generell den Mitmenschen voraus, durch den der Spiegelungsvorgang vermittelt ist (dass ich im Anderen mich selbst erkenne und ihn doch in seinem Anderssein anerkenne), und damit erhält die Sprache „als Medium der Widerspiegelung eine ausnehmend besondere Rolle“ (70). So gibt es zahlreiche Faktoren und Begriffselemente, die die Widerspiegelungsstruktur erst zu einem Welt-



begriff tauglich machen (etwa mit Hegel „der Widerspruch als Seinsform“, 71), und was Holz das Widerspiegelungstheorem nennt, trägt den Zusammenhang dieses begrifflichen Ganzen aus. Mit seinem Ursprung aus der gegenständlichen Tätigkeit begreift sich das Widerspiegelungstheorem selbst „als Widerspiegelung dieses materiellen Verhältnisses“ (72) und hat damit grundlegend spekulative Struktur. „Der Spiegel ist die notwendige Metapher, durch die ein spekulatives Verhältnis konstituiert wird“ (74). Indem die Widerspiegelungstheorie die Ableitungen des Verhältnisses von Idealität und Materialität in einem einheitlichen Modell verständlich macht, lässt sie sich mit Holz als „die Grundlegung und die Grundlage der Dialektik“ auffassen (75). Mit Einwänden gegen die Widerspiegelungstheorie setzt sich Holz nur an wenigen Stellen auseinander. Solche zu versuchen, ist auch nicht Aufgabe dieser Besprechung, die referierend bleibt.

Thomas Collmer

## Hegel – Dialektik – Wissenschaft heute

Thomas Collmer, *Hegels Dialektik der Negativität. Untersuchungen für eine selbst-kritische Theorie der Dialektik: „selbst“ als „absoluter“ Formausdruck, Identitätskritik, Negationslehre, Zeichen und „Ansichsein“*, Focus-Verlag, Gießen 2002, 716 Seiten, 40,00 Euro.

Thomas Collmer legt mit diesem Buch seine zweite große Studie zu Hegels Dialektik vor. Er hat sie mir,

natürlich hoffend, dass ich diese zweite wie auch schon seine (an anderer Stelle besprochene) erste Studie\* rezensieren werde, schon vor langer Zeit geschickt und eben so lange habe ich mich vor dieser Arbeit gedrückt. Das hatte Gründe. Zunächst handelt es sich um eine umfangreiche Studie. Schon sich da hindurch zu lesen, das erfordert eine nicht unbeträchtliche Arbeit. Dazu kommt, dass das Buch (wie auch schon die erste der Collmerschen Studien) eine Vielzahl von Problemen aus unterschiedlichen Gebieten der Fachwissenschaften und der Philosophie unter dem Gesichtspunkt ihrer Beziehung zu den Problemen der Dialektik behandelt. Wie soll man so etwas besprechen können? Natürlich, die einfachste Art wäre ein Überblick zu den erörterten Konzepten und Konzeptionen. Also etwa die Konzeptionen zur Selbstorganisation, die modernen Zeichentheorien, durchgängig die Philosophie (und ihre Entwicklungsetappen) Wittgensteins, die Positionen Lacans, Deleuzes oder von Morris, das Verhältnis Hegels zu Kant, Platon, Aristoteles oder Fichte und Schelling, ausführlicher die kritische Auseinandersetzung mit Hans Heinz Holz. Und damit habe ich noch nicht ein einziges Wort dazu gesagt, worum es dem Autor eigentlich geht. Natürlich, es geht um Dialektik und das heißt allemal, um Hegel. Wie können wir mit ihr und ihm heute arbeiten? Wie muss Dialektik dazu weiter entwickelt werden und welche Bedeutung hat hierbei Negation als vorantreibendes Moment? Wie be-

\* Vgl. auch die Besprechung von Erich Hahn, in: Z 16, S. 244-247 (Anm. d. Red.)

ziehen sich aber Negation und Negativität aufeinander und was hat es in diesem Zusammenhang mit dem „selbst“ und der Identität auf sich?

Collmer will diese Elemente der Dialektik radikalisieren. Dazu rekonstruiert er die Vorgehensweise Hegels. Wie hat dieser systematisch gearbeitet, wie die Geschichte einbezogen? Collmers Bindung an Wittgenstein bewirkt den in hohem Maße sprachkritischen Charakter des Werkes (insbesondere dargelegt in seiner Kritik an Holzens Widerspiegelungstheorie, etwa 608f.). Dies alles erfordert, dass einige der Grundwerke Hegels analysiert werden müssen, sogar manches aus dessen Frühschriften.

Collmer selbst spricht von einem Geflecht von Untersuchungen, die zu einem Ganzen führen und dies darum, weil die im Thema angesprochenen Hauptfragen aus unterschiedlichen Ebenen und Richtungen angegangen werden. Schlüsselbegriff ist „Negativität“, wie Hegel damit umging wird dargestellt und kritisch erörtert. Es folgt eine sprachkritische und analytische Diskussion des Konzepts „selbst“ und „selbst-kritisch“. Es geht um den Zusammenhang und die Differenz beider Schlüsselkonzepte. Collmer selbst formuliert, dass die dialektische Methode nur dann eine Zukunft haben könne, wenn es gelinge, immanent-kritische Hegel-Analysen und lebendige marxistische Elemente (Collmers Marxismus-Verständnis schließt Positionen ein, die nach meinem Verständnis, wie Collmer weiß, nicht in diese Philosophie des Marxismus gehören würden), kantische und hermeneutische Selbstbegrenzungen von Philosophie, die Präzisions- und Differenzierungsan-

forderungen analytischer Philosophie, Auseinandersetzungen mit Poststrukturalismus und Kritischer Theorie, auch mit systemtheoretischen Modellen und neueren Entwicklungen in den Natur-, Sozial- und Sprachwissenschaften, auf nichteklektizistische Weise miteinander zu verbinden (vgl. 10).

Man wird zugeben müssen, dass die Verarbeitung alles dessen ein sehr anspruchsvolles Unternehmen ist. Collmer hat sich an diese Aufgabe herangewagt. Ich kenne derzeit niemanden, der imstande wäre, die Frage zu beantworten, ob dieses Unternehmen gelungen ist, denn das setzte voraus, in all den genannten Bereichen gründlich zu Hause zu sein – ich bin es nicht!

Ich greife ein Beispiel aus dem Gesamtzusammenhang heraus, die Untersuchung und Kritik der Holzschens Widerspiegelungstheorie durch Collmer (vor allem 401ff., 407ff., 601ff.).

Collmer ordnet Holz in die Tradition der Marxisten ein, die den Marxismus als eine einheitliche wissenschaftliche Weltanschauung verstehen (601). In einer Fußnote dazu merkt er kritisch an, dass hier eine Kontroverse zum Wissenschaftsverständnis angesichts des Bedürfnisses der genannten Marxisten nach einer einheitlich gefassten und parteiorganisatorisch anzuleitenden Arbeiterbewegung verborgen liegt.

Collmer geht weiter, indem er die Vermutung äußert, Holz gehe so vor, um die Bedeutung des Einzelnen, Besonderen im Sinne der politischen Orientierung dieser Art von Marxisten zugunsten der Totalität herabzuwürdigen, Identität werde primär gegenüber der Differenz (609) – ein

bekanntes gegen den Marxismus gerichtetes Argument, das an tatsächlichen Formen der Missachtung des Einzelnen und Besonderen anknüpfen kann! Das bedeutet aber der Frage nachzugehen, ob Holz tatsächlich die Kategorie der Totalität „totalisiert“, absolut setzt. Diese Auseinandersetzung ist für Collmer im Zusammenhang mit den Zentralthemen seines Buches – es geht ja um Identität und Negativität, um „Selbst“, also um Probleme der inneren Strukturiertheit des Identischen wesentlich.

Holz folge dem Vorschlag von Engels, die Dialektik als Theorie des Gesamtzusammenhangs zu begreifen. Er greift hierfür die Formel vom „übergreifenden Allgemeinen“ (von Josef König) auf, dergestalt, dass das Materielle das Ideelle übergreift. Das Widerspiegelungstheorem sei das Konstruktionsprinzip dieses Gesamtzusammenhangs und sei damit fundamental für die materialistische Dialektik (601). Als „Umstülpung“ Hegels erweist sich dieses Vorgehen, weil von Hegels Begriffsdialektik kein Weg zum materiellen Sein führe. Wesentlich sei der Schritt zur Auffassung der Realität als eine Ganzheit (Totalität), der seinen Ausgang von Leibniz nehme. Darum geht Collmer (schon früher) auf Holzens Leibniz-Verständnis ein (276). Dies ist wichtig, weil es später in Holzens Widerspiegelungsauffassung eine zentrale Rolle spielen wird. Holz sehe eine unmittelbare geistesgeschichtliche Nähe Leibnizens zu Hegel und in sofern in Leibniz einen Vorläufer materialistischer Systemdialektik. Philosophie sei für Holz das „Denken der Einheit“. Die prästabilierte Harmonie Leibnizens in Verbindung mit

dessen Substanzkonzeption sei für Holz das eigentliche und entscheidende Verdienst der Philosophie Leibnizens. In ihr sei Gott nur noch eine Art bloßen Titels für die an sich selbständige Welt in ihrer Ganzheit/Totalität. Materie ist Kraft, Basis des Weltprozesses, die Welt verändert sich aus sich heraus, wobei der organische Zusammenhang ihrer Teile bestehen bleibt. Alles Mögliche strebt nach Verwirklichung, Leibniz werde für Holz ein Vorläufer der Ansicht, der Weltprozesse sei eine Selbstentfaltung der Materie in immer reicheren Formen.

Man muss zugeben, dass man diese Gedanken auch in Hegels Werk auffinden kann. Als lebende Materie, die sich selbst reflektiert, sich spiegelt, so wird aus den Monaden des Leibniz ein Spiegel der ganzen Welt. Auf dieser Grundlage erarbeite Holz seine ontologischen Auffassungen. (276)

Holz ordne die Widerspiegelungskonzeption (die, wie Holz zu sagen vorziehen würde: Metapher) in seine ontologischen Auffassungen ein. Das ist eine nicht unbedeutende Änderung hinsichtlich des Herangehens an die Fragen der Erkenntnistheorie. Vielleicht lässt sich das an einem Beispiel verdeutlichen: Es ist ein Problem der Philosophie, zu schwimmen und sich zugleich beim Schwimmen zu beobachten, denn der Philosoph will wissen, wie die Welt außerhalb seines Bewusstseins beschaffen ist, aber er selbst gehört dieser Welt doch auch an! Es ist das Problem der so genannten Grundfrage der Philosophie gestellt, und man kann es entweder so beantworten, dass man alles mittels des Subjekts konstituiert ansieht (letztlich: subjektiv-idealistisch) oder

dass man – umgekehrt – das Subjekt aus dem Entwicklungsprozess des Seins „außer uns“ hervorgegangen annimmt. In diesem zweiten Fall ist die Ontologie der Erkenntnistheorie vorgeordnet, diese aus der Ontologie heraus zu begründen. Genau das ist Holzens Position: Das Subjekt, die menschliche Gattung befindet sich zur Aufrechterhaltung des Lebens in ständiger Verbindung mit dem Weltganzen – dem Objekt – eignet es sich durch praktische oder theoretische Arbeit an, genau das ist das Kernverhältnis von Widerspiegelung. Das bedeutet: Beide Seiten der Grundfrage der Philosophie, jener nach dem Verhältnis von Materiellem und Ideellem und jener nach der Erkennbarkeit der Realität werden durch die Kategorie erfasst und damit die Gesamtheit der marxistischen Philosophie, also dialektisch-historischer Materialismus, Erkenntnis der Natur, der Gesellschaft und der Geschichte zusammengefügt.

Mit dieser Konzeption setzt sich Collmer sprachkritisch auseinander (608f.), indem er auf die unterschiedlichen Verwendungen der Begriffe Spiegel, Spiegeln, Gespiegeltes usw. eingeht. Dies hier darzulegen überstiege den Rahmen einer Besprechung, vor allem aber ergibt sich aus der Sprachkritik m. E. noch nicht eine Widerlegung der Einordnung von Erkenntnistheorie in Ontologie.

Ich denke, schon dieser kurze Exkurs auf Collmers Auseinandersetzung mit der Widerspiegelungs-Metapher von Hans Heinz Holz zeigt, dass Collmers Buch keine leichte Kost ist und angestrengtes Lesen erfordert.

*Robert Steigerwald*

## **Frauen und Männer der Revolution von 1848/49**

*Helmut Bleiber/Walter Schmidt/Susanne Schötz (Hg.), Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, FIDES Verlags- und Verlagsgesellschaft Berlin, Berlin 2003, 1011 S., 69,80 Euro*

In diesem umfangreichen und schwergewichtigen Band werden Akteure eines gesellschaftlichen Umbruchs vorgestellt. Obwohl dieser Umbruch – gemeint ist die Revolution von 1848/49 – mit einer Niederlage endete, gingen von ihm weitreichende positive Wirkungen aus. Alles, was in den Jahrzehnten nach 1848/49 in Deutschland geschah, stand, wie Friedrich Engels einmal bemerkte, im Banne dieser Revolution. So war sie doch ein großer Schritt auf dem Weg zum deutschen Nationalstaat und zur Demokratie. Es ist erfreulich, dass auch nach dem Bücherboom, den das Revolutionsjubiläumsjahr 1998 – erinnert sei hier u. a. an Rüdiger Hachtmanns Politik- und hervorbrachte Gesellschaftsgeschichte „Berlin 1848“ – solide Forschungsergebnisse vorliegen.

Der Band enthält bis auf eine Ausnahme ausschließlich Biographien, fast die Hälfte davon sind Erstporträts. Es werden Personen vorgestellt, die diese bürgerlich-demokratische Revolution auf der einen, aber auch auf der anderen Seite der Barrikade mitgestaltet haben. Der Trend zu Biographien, auch zu historischen, scheint ungebrochen. Machen doch einzelne Schicksale Geschichtsabläufe erst verständlich, lebendig und erlebbar. Sie sind als Bausteine gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge unverzichtbar.

Mit diesem Band wird eine Tradition

fortgesetzt, die in der DDR begann. Bereits 1970 und 1987 erschienen im Akademie-Verlag Berlin zwei Bücher mit dem Titel „Männer der Revolution von 1848“. Doch Revolutionen werden bekanntlich nicht nur von Männern gemacht. Dieser Mangel wurde nun behoben. Es werden mutige und selbstbewußte Frauen vorgestellt, die sich aktiv in die Männergesellschaft einmischten, die sich in ihren Lebensvorstellungen nicht nur auf das vorherrschende Frauenideal einer Gattin, Hausfrau und Mutter beschränken lassen wollten, die sich politisch auf unterschiedliche Art und Weise engagierten. Die bekannteste von ihnen ist zweifellos die Schriftstellerin Bettina von Arnim, die am ehesten der linksliberalen Strömung zuzuordnen ist. Vorgestellt werden außerdem die Kindergärtnerin Amalie Krüger, Mitschreiberin des Pädagogen Friedrich Fröbel, die Schriftstellerin Marie Norden, die Aktivistinnen der Frauenemanzipation Louise Otto-Peters und Malwida von Meysenburg. Diese Frauen sympathisierten mit den demokratischen Strömungen der Revolution oder waren mit ihr verbunden. Es ist schon erstaunlich, dass die in der Bundesrepublik weitestgehend unbekannt Malwida von Meysenburg eine besondere Ehre erfuhr, indem die Deutsche Bahn vor einigen Jahren einen ICE auf ihren Namen taufte.

Die bereits erwähnte Ausnahme bildet ein Gruppenporträt sächsischer Näherinnen und Schneiderinnen. Hier wird ein bislang unbekanntes Beispiel für das couragierte Eintreten von Frauen für eigene Interessen in Sachen vorgestellt, das möglicherweise für Deutschland einmalig ist. Dies

wäre jedoch noch zu klären. Auf alle Fälle sind Ansatzpunkte für die Fortsetzung und regionale Ausdehnung von Forschungen über Frauen in der Revolution von 1848/49 geboten.

Der Band enthält des weiteren 17 Lebensbeschreibungen von Männern der Revolution. Vorgestellt werden Repräsentanten aus allen wichtigen politischen Lagern. Die Gegenseite repräsentieren: Felix Fürst zu Schwarzenberg, Ernst von Pfüel und Herzog Ernst von Sachsen-Coburg und Gotha. Ihnen war bewußt, dass die Monarchie in ihrem Absolutheitsanspruch nicht weiter bestehen kann. Herzog Ernst ging sogar so weit, in einem Arrangement mit den Liberalen eine langfristige strategische Orientierung zu sehen.

Karl Heinrich Jürgens vertritt die großbürgerlichen Liberalen und Jacob Selenka repräsentiert die Bestrebungen des Handwerks in der Revolution.

Der Verleger und Redakteur Gustav Julius, ein Streiter für die Pressefreiheit in Preußen, hat mit seiner Zeitung „Berliner Zeitung-Halle“ dazu beigetragen, die Forderungen der Revolution zu verbreiten. Durch seine ausführliche Berichterstattung über den Großen Polenprozess von 1847 in Berlin leistete er einen entscheidenden Beitrag, den Kampf der Polen um nationale Unabhängigkeit zu popularisieren. Dieser Kampf um die polnische Unabhängigkeit und die Schaffung eines einheitlichen deutschen Nationalstaates war ein gemeinsamer Nenner, der Polen und deutsche Demokraten zu Verbündeten werden ließ. Einer, der die Sache der Polen entschieden in der Frankfurter Nationalversammlung vertrat,

war der Schlesier und deutschkatholische Prediger Franz Schmidt. Seine Auftritte in der Paulskirche sollten legendär werden. Der Radikaldemokrat, der mit sozialistischen Ideen vertraut war, wandte sich u. a. gegen das Erbkaisertum und verfocht eine Trennung von Kirche und Staat. Im pfälzischen Aufstand 1849 wirkte er als Agitator.

Die Vertreter der demokratischen Linken sind überproportional bevorzugt. Die Herausgeber wollen damit eine Lücke schließen, die nach wie vor in der deutschen Historiographie besteht. So ist in den letzten Jahren aber ein Trend zu beobachten, der sich stärker dem Thema Demokratie und Volksbewegung widmet. Zu den vorgestellten Demokraten zählen der Satiriker Adolf Glaßbrenner, der umtriebige und oft mißverständene Anarchist Michail Bakunin – amüsant zu lesen sein Verhältnis zu Karl Marx –, der Wortführer des Berliner Handwerkervereins und tätige „Linke“ in der Preußischen Konstituierenden Versammlung Julius Benders, der radikale Burschenschaftler, Demokrat und Philosoph Arnold Ruge und der Tierarzt und populäre Barrikadenkämpfer Friedrich Ludwig Urban. Der Radikaldemokrat und Paulskirchenabgeordnete Karl Nauwerck, damals eine bekannte Persönlichkeit, nicht nur beim König und der Polizei, wird durch sein Porträt dem Vergessen entrissen. Er hat zahlreiche Publikationen hinterlassen. Sein Eintreten für eine bürgerliche Gesellschaft und gegen den Feudalismus fasst er in einem seiner Aphorismen zusammen: „Der Staat ist ein nothwendiges Übel, der Fürst ein überflüssiges“.

Eine weitere bemerkenswerte Persönlichkeit innerhalb der bürgerlichen Oppositionsbewegung war der Schle-

sier Friedrich Wilhelm Schlöffel, der Vater des bekannten Gustav Adolf Schlöffel. Er war Vormärzopponent, Mitglied des Vorparlaments, Abgeordneter in der ersten deutschen Nationalversammlung 1848/49 und auch Oberkriegskommissar in der badisch pfälzischen Armee während der Reichsverfassungskampagne. Besonders nahm er Anteil am Schicksal der Armen und engagierte sich für ihre Interessen. So lastete er das Massenelement dem halbfeudalen aristokratisch-monarchischen System an. Gleichzeitig trat er denjenigen skeptisch gegenüber, die in der freien Entfaltung des Kapitalismus die Lösung aller sozialen Probleme sahen. In der Zeit der heutigen Massenarbeitslosigkeit haben seine Worte: „Lohnende und sichere Arbeit, dies allein tue den in der Gesellschaft vorhandenen Arbeitskräften not“ eine aktuelle Bedeutung.

Vervollständigt wird der Band durch die Lebensbeschreibungen von Robert Schweichel, Wortführer im Königsberger Arbeiterverein in der Revolution 1848/49 und späterer sozialdemokratischer Schriftsteller, ein enger Freund Wilhelm Liebknechts und August Bebel sowie der Kommunisten Heinrich Bürgers, Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“, und August Willich, der später im amerikanischen Bürgerkrieg aktiv war. Mit der Aufnahme der drei letztgenannten Persönlichkeiten widersprechen die Autoren einem derzeit dominierenden Trend in der Forschung. Sie beweisen damit, dass die Arbeiterbewegung als Forschungsgegenstand keineswegs veraltet ist.

Ein Mangel ist anzumerken: Das Fehlen eines Personenverzeichnisses, im Computerzeitalter verwunderlich, er-

schwert dem Leser, Querverbindungen zwischen den einzelnen Biographien herzustellen. Der schnelle Zugriff auf Personen ist dadurch nicht möglich. So sind z. B. interessante Erkenntnisse, in diesem Falle über Nebenakteure wie Friedrich Fröbel, Karl Marx, Joachim Lelewel u.a. nicht ohne weiteres zu finden.

Die Autorinnen und Autoren des Bandes kommen sowohl aus den neuen als auch den alten Bundesländern und aus Österreich. Dies ist keinesfalls selbstverständlich. Werden doch auch heute noch Historiker, die aus der DDR kommen, aus dem wissenschaftlichen Leben weitestgehend ausgeblendet.

Die Herausgeber planen eine Fortsetzung, und das ist gut so. Bildeten bisher Preußen und besonders Berlin den Schauplatz für die Akteure, so wurden andere Regionen des deutschen Bundes, vor allem Südwestdeutschland und Österreich bisher weniger berücksichtigt.

Die hier vorgestellten Männer und Frauen der Revolution jedenfalls haben ihren persönlichen Anteil daran, dass dieses historische Ereignis so und nicht anders verlaufen ist.

*Daniela Fuchs*

### **Republikanerin, Sozialistin, Atheistin, Frauenrechtlerin**

*Ursula Herrmann, Elise Schweichel (1831-1912). Schriftstellerin und Sozialdemokratin im Ringen um Frauenemanzipation, Trafo Verlag, Berlin 2004, 164 S., 10,80 Euro*

In der gesellschaftlich-politischen Krise der Gegenwart, die in eine

große Auseinandersetzung der sozialen Kräfte zu münden droht (oder verspricht), gehört zu den Notwendigkeiten für alle, die sich der neoliberalen Offensive gegen die sozialen Errungenschaften von mehr als hundert Jahren widersetzen, die Rückbesinnung auf die Geschichte der Arbeiterbewegung, ihre Kämpfe und Probleme, ihre Leistungen und Persönlichkeiten. Durch die seitherige Forschung und heutige populäre Publizistik rückt immer stärker ins Licht der Anteil der Frauen an dieser Geschichte. Das ist einmal der Anteil der Frauen überhaupt, der Arbeiterfrauen in der Stadt und auf dem Lande, zunächst derjenigen ohne politische Bindung; dann ist es derjenige von Frauen der in der sozialdemokratischen Partei verankerten Arbeiter (Frauen selber durften nach der Gesetzeslage im Kaiserreich erst spät Mitglied in Parteien werden); dazu drittens der Ehefrauen der Hauptrepräsentanten der Arbeiterbewegung: Jenny Marx, Julie Bebel, Ernestine und Natalie Liebknecht, um nur einige zu nennen; endlich der sog. ‚Ausnahmefrauen‘, die selber an der Spitze von Frauenvereinigungen standen (und diese oft schon mitgegründet hatten), der Agitatorinnen von Rang, Schriftstellerinnen und Theoretikerinnen: Clara Zetkin, Rosa Luxemburg, Ottilie Baader und viele andere mehr.

Nun tritt nach intensiver Forschung, die unter erschwerten Bedingungen stattfand, in der Darstellung Ursula Herrmanns eine weitere ausgezeichnete Frau ins Licht, von der zuvor in der heutigen Epoche nichts bekannt

war, nicht einmal ihr Name: Elise Schweichel (geb. in Königsberg 1831, gest. in Berlin 1912). Eine Schriftstellerin, die sogar der beste unter den literarischen Kritikern in der Sozialdemokratie der Kaiserzeit mit starken Worten rühmte, Franz Mehring („anziehende und fesselnde Dichtung“ sei ihr zu verdanken), doch die selbst das sonst gut informierte „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig 1987) nicht kennt. Nicht einmal in dem ausführlichen Eintrag über Robert Schweichel (geb. in Königsberg 1821, gest. in Berlin 1907), Elises Ehemann, den Parteischriftsteller und bedeutenden Dichter im Umkreis Wilhelm Liebknechts (die Bekannt- und Freundschaft mit diesem prägte das gesamte weitere Leben des Ehepaars), wird sie erwähnt. Die schwierige Forschung: Der Nachlass beider Schweichels konnte bisher nicht aufgefunden werden. Zwar wirkte Elise als Redakteurin im Feuilleton der „Deutschen Roman-Zeitung“, außerdem für die Zeitschrift „Die Modewelt“, doch stets ohne dass ihr Name genannt worden wäre. Dasselbe gilt für ihre Tätigkeit als Übersetzerin (von immerhin nicht weniger als fünfzehn zeitgenössischen englischen und französischen Romanen). Ihre eigenen Dichtungen und literarischen Werke erschienen geraume Weile unter ihrem Mädchennamen: Elise Langer. Schließlich war sie, mehr gegen Ende ihres Lebens, zumindest beim sozialdemokratischen Lesepublikum und im Arbeitermilieu als Autorin anerkannt, wie es die Nachrufe bezeugen (im „Vorwärts“; auch von so re-

nommierten Fachleuten wie Minna Kautsky und Ernst Klaar, in dem hier vorgestellten Buch im Anhang wieder abgedruckt). Jedoch machte Ursula Herrmann eine ergiebige Quelle ausfindig (neben den literarischen Werken), eine, die es ihr erlaubte, den Lebens- und beruflichen Weg ihrer Heldin aus deren persönlicher Sicht kennen zu lernen: 110 Briefe Elises an Natalie, die (zweite) Frau W. Liebknechts.

Schon ihr Dasein an der Seite Robert Schweichels hätte ihr Leben aus dem alltäglichen (Ehefrauen-)Trott hervorgehoben. Elise teilte die Gedankenwelt Roberts und bekannte sich wie dieser zur Republik, zum Sozialismus und Atheismus. Darüber äußerte Wilhelm Liebknecht: „... ich lernte auch Schweichels ihm merkwürdig gleichgesinnte Frau kennen, mit der mich bald eine ebenso warme Freundschaft verband wie mit ihm selbst. Lebhaft, geistvoll, feinführend und tapfer, war und ist sie seine ebenbürtige Gefährtin.“ Ihre Besonderheit jedoch sei, so U. Herrmann, ihr resoluteres Wirken für die Frauenemanzipation, zwar nicht als Politikerin, aber als Redakteurin (seit 1869) und seit 1883 (schon 52 Jahre alt!) als Autorin, mit der Spezialität: der Gestaltung von Frauenschicksalen. Elise schrieb: „Es war wohl natürlich, daß ich als Frau zunächst mein Augenmerk auf die Anomalien in der sozialen Stellung des Weibes richtete und seinen Kampf gegen Vorurteile und Egoismus darzustellen suchte.“ Als Redakteurin wirkte sie reichlich vierzehn Jahre für den – seinerzeit sehr renommierten – Verleger Otto Janke, der einige der in der Epoche berühmtesten Autoren unter Vertrag



hatte: u. a. Fanny Lewald, Karl Gutzkow, Willibald Alexis, Wilhelm Raabe, Friedrich Spielhagen und Louise von François, von denen einige zur (in der Revolution von 1848/49 geschlagenen) Demokratiebewegung gezählt hatten und noch an demokratischen Idealen festhielten. Elises (und auch Roberts) Tätigkeit für Janke endete abrupt 1883, während der Ära des Sozialistengesetzes, wohl weil die Berliner Politische Polizei den Verleger unter Druck gesetzt hatte.

Außer für die Frauenemanzipation hatte Elise Schweichel auch einen scharfen Blick für andere wesentliche Probleme der Zeit. So kommentierte sie voll Zorn und Abscheu die ‚von oben‘ geförderte antijüdische Bewegung der Kaiserzeit: „Ein Zeichen der Versumpfung des Volksgeistes ist auch der mehr und mehr zunehmende Judentumhaß.“ Sie wußte sehr genau: „... denn gerade die sog. höhern Stände nähren diesen Haß, während das Volk keine auffallenden Antipathien äußert.“

Ursula Herrmann resümierte: „Ihren Hauptbeitrag im Ringen um Frauenrechte leistete Elise Schweichel mit ihrer literarischen Gestaltung von Frauenschicksalen. Mit ihnen vermittelte sie ein neues Frauenbild, das in Einklang stand mit den Bestrebungen der Frauenbewegung in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Ihre Frauengestalten waren keine sozialdemokratischen Agitatorinnen ... Aber sie standen im Gegensatz zum konservativen Frauenleitbild und orientierten auf ein selbstbewusstes Frauenleben, auf Gleichrangigkeit von Frau und Mann in Familie und Gesellschaft.“

Mit ihrer Monographie schuf Ursula Herrmann eine feine Studie über ein Frauen- und Autorinnenleben zur Zeit des Emporkommens der deutschen Sozialdemokratie im Kaiserreich, eine Lebensgeschichte im besten Sinne. Sie enthält eine Fülle von Anregungen für alle an der Geschichte (auch Mentalitäts- und Alltagsgeschichte), der Geschichte der Frauenemanzipation und an der Arbeiterbewegung Interessierten. Nicht zuletzt veranlasst sie die Frage: Könnte es künftig einmal eine Auswahl der besten Dichtungen Elise Schweichels geben, einen Neudruck der wertvollsten Erzähltexte?

*Heidi Beutin/Wolfgang Beutin*

## **Familie Thalheimer**

*Theodor Bergmann, Die Thalheimers. Geschichte einer Familie undogmatischer Marxisten, VSA-Verlag, Hamburg 2004, 256 S., 20,40 Euro*

Theodor Bergmann, seit seiner Jugend oppositioneller Kommunist, kommt ein großes Verdienst zu, die Geschichte der unkonventionellen Strömungen in der marxistischen Arbeiterbewegung aufzuarbeiten und somit Lücken zu schließen, was zum Verständnis der Leistungen, Fehlentwicklungen und Irrtümer unumgänglich ist.<sup>1</sup> Der Rückblick auf diese Geschichte vom Gesichtspunkt der heutigen Kenntnis-

<sup>1</sup> Theodor Bergmann, *Im Jahrhundert der Katastrophen*. Hamburg 2000; Theodor Bergmann/Mario Keßler (Hrsg.), *Ketzer im Kommunismus. 23 biographische Essays*. Hamburg 2000; Theodor Bergmann: „Gegen den Strom“. *Geschichte der KPD (Opposition)*. Hamburg 2001.

se und Erfahrungen, insbesondere vom Gesichtspunkt dessen, was nunmehr aus der sozialistischen und Arbeiterbewegung geworden ist, läßt den Schluß zu, daß die sozialistischen Kräfte es kaum vermocht haben, nutzbringende Lehren aus ihrer Geschichte zu ziehen. Vielmehr ist nach dem Scheitern der sozialistischen Ordnungen in Europa und dem Zerfall der sowjetisch dominierten kommunistischen Bewegung eine starke Abstinenz in bezug auf die Geschichte der Bewegung und auf die marxistische Theorie verbreitet. Aber gerade deshalb verdienen die Bemühungen Bergmanns eine besondere Wertschätzung, da in der Vergangenheit Theorie- und Geschichtsbewußtsein in der Arbeiterbewegung eine starke identitätsstiftende Wirkung besaßen, an der es inzwischen leider mangelt.

Das vorliegende Buch ist eine Mischung aus Familiengeschichte der Thalheimers und Geschichte der (revolutionären) Arbeiterbewegung, zu der sich die Thalheimers wie auch der Verfasser zugehörig zählten.

Den Anschluß an die sozialistische Arbeiterbewegung fand Ende des 19. Jahrhunderts Moritz Thalheimer (1855-1922), zunächst Weinbauer und Händler in Affaltrach (Oberulm) und später in Stuttgart unter dem unmittelbaren Einfluß Clara Zetkins. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen sodann seine beiden Kinder Bertha (1883-1959) und August (1884-1948). Beide gehörten einer Generation in der sozialistisch-kommunistischen Bewegung an, die ihr ganzes Leben der Parteiräson unterordneten und bereit waren, dafür die größten Opfer und Entbehrungen auf sich zu nehmen. Letzteres hatte

für sie als Juden durch den deutschen Faschismus zusätzlich eine tragische Dimension erhalten.

Am Beispiel von August und Bertha Thalheimer wird besonders deutlich, wie in der alten Sozialdemokratie und später in der kommunistischen Bewegung das Bemühen um die richtige Aneignung und Anwendung des Marxismus und das Suchen nach der richtigen, zukunftsweisenden Politik nicht nur zu Schöpfertum, sondern auch zu destruktivem Dogmatismus, zu Sektierertum und zu ideologischen und organisatorischen Spaltungen führten; Erscheinungen, die bis heute nachwirken. Vor diesem Hintergrund beurteilt Bergmann bilanzierend das politische und theoretische Wirken August Thalheimers, dessen Platz und Rolle er als Kommunist wie folgt zusammenfasst: „Als frühester Teilnehmer, frühzeitiger Warner erlebte Thalheimer die Geschichte der kommunistischen Weltbewegung als eine vollständige innere Veränderung, über deren Ursachen er immer wieder nachdachte: von einer innerlich demokratischen Organisation, der Kooperation gleichberechtigter, souveräner Glieder, mit überzeugten und überzeugenden Funktionären zu einem bürokratischen Apparat, dessen so genannter demokratischer Zentralismus das Gegenteil von proletarischer Demokratie war, zur Unterwerfung, Bevormundung und ‚Bolschewisierung‘ der Bruderparteien, verwaltet von hörigen Funktionären...“ (240) Thalheimer war ein kritischer Kommunist und mußte als solcher in einen Konflikt mit der offiziellen Generallinie geraten. „In all diesen Schwingungen der Geschichte der

Arbeiterbewegung blieb er seiner kommunistischen Überzeugung treu“ (234), d. h., er wurde nie zum Renegaten.

Von 1903 an erhielt Bertha Th. von Clara Zetkin briefliche Anregungen zum Studium des Marxismus. Sie gewinnt sie zur Mitarbeit in der Frauen- und Jugendbewegung und an der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Gleichheit“, in der auch August Th. Beiträge veröffentlichte.

August begann nach dem Universitätsstudium sein Berufsleben 1911 als Journalist der Göppinger sozialdemokratischen „Freien Volkszeitung“. Seit 1914 war er Chefredakteur der Braunschweiger Parteizeitung „Volksfreund“, bis er 1916 zum Militärdienst einberufen wurde. Noch zuvor hatte er am 1. Januar 1916 an der Seite Karl Liebknechts an der Gründungskonferenz des Spartakusbundes teilgenommen. Es bahnten sich auch enge Kontakte zu Franz Mehring, Rosa Luxemburg und anderen Linken in der Sozialdemokratie an. August wie auch Bertha beteiligten sich aktiv in der Antikriegsbewegung. Auf den Antikriegskonferenzen in Zimmerwald 1915 und Kienthal 1916 vertrat Bertha den Spartakusbund. Im Dezember 1916 wurde sie verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. August beteiligte sich gegen Kriegsende in Stuttgart aktiv an der revolutionären Bewegung und folgte im November 1919 dem Ruf Rosa Luxemburgs, in Berlin als Redakteur der „Roten Fahne“ zu arbeiten. Er gehörte am Jahresende folgerichtig zu den Mitbegründern der KPD.

Als einer der führenden Köpfe in der KPD-Führung, der er bis Anfang

1924 angehörte, übte er im Rahmen einer wechselvollen Strategie der Partei während der revolutionären Nachkriegskrise einen maßgeblichen Einfluß aus. Seine Parteinahme für die Oktoberrevolution und Sowjetrußland hinderte ihn nicht daran, sich zum Beispiel kritisch zum Vormarsch der Roten Armee auf Warschau im Jahre 1920 zu äußern. „Wer mit der Waffe in der Hand den Kommunismus in ein Land tragen wollte, dessen Arbeiterklasse ihn noch nicht selbst im Kopf hat, den wird auf der anderen Seite der Grenze nicht der Gesang der Internationale, sondern der Nationalhymne empfangen, und er wird nicht den Kommunismus in diesem Lande stärken, sondern den Nationalismus...“ (81) Doch im Widerspruch zu seinen eigenen Warnungen vor vorschnellen revolutionären Abenteuern befürwortete er mit seiner „Offensivtheorie“, von der sich die KPD entgegen der ablehnenden Position von Paul Levi, Clara Zetkin und anderen leiten ließ, im März 1921 den Versuch einer revolutionären Revolte in Deutschland, die aufgrund unzureichender Massenbasis scheitern mußte und die Partei in eine Krise stürzte. (83f.) Von einer sektiererischen Position aus, die er später als falsch erkannte, betrieb er den Ausschluß von Levi. Als sich jedoch im Herbst 1923 die Situation in Deutschland verschärfte und die Partei auf Order aus Moskau erneut einen revolutionären Umsturz wagte, wandte er sich besonders in der „Roten Fahne“, deren Chefredakteur er geworden war, gegen den Aufstand, was ihm den Vorwurf des Opportunismus und Anfang 1924 den Ausschluß aus der KPD-Führung

einbrachte. In der Folgezeit wurde ihm, weil er sich kritisch zur offiziellen Parteilinie verhielt, Fraktionstätigkeit vorgeworfen.

Seit Ende 1923 lebte er als Mitglied der KPdSU zwangsweise in Moskau, wo er eine Lehrtätigkeit ausübte. In den ersten Jahren seines Moskauaufenthaltes konnte er sich noch an der Arbeit der Komintern beteiligen. So war er an der Seite Bucharins Mitglied der Programmkommission, bis ihm auch seine Aktivitäten in der Komintern untersagt wurden. Einen wesentlichen Beitrag leistete er in dieser Zeit zur Ausarbeitung einer marxistischen Faschismus-Analyse. Im Unterschied zur dominierenden Auffassung in der Komintern unterschied er zwischen Faschismus und bürgerlicher Demokratie, die er als den „günstigsten Kampfboden für die Arbeiterklasse“ bezeichnete. (115)

Erst 1928 gelang es Thalheimer, nach Deutschland zurückzukehren, allerdings mit der Auflage, sich in der KPD nicht zu betätigen. Die „ultralinke Wende“ von Komintern und KPD, so auch die Etikettierung der Sozialdemokratie als sozialfaschistisch, als Zwillingsbruder des Faschismus und damit als Hautfeind, veranlaßten Thalheimer, zunächst innerhalb der KPD, eine Gegenströmung zu formieren, um auf diesem Wege die Mehrheit in der Partei für sich zu gewinnen. Diesem Anliegen diente die Zeitschrift „Gegen den Strom“, die ab November 1928 erschien. Am 30. Dezember 1928, genau zehn Jahre nach der Gründung der KPD, fand am selben Ort, im Preußischen Landtag, die Gründungskonferenz der KPD (Opposition) statt. Bekanntlich war Thalheimer

an beiden Gründungen maßgeblich beteiligt. Seine Bemühungen, die KPD von einem falschen Wege abzubringen und für dessen Revision zu ringen, blieben ohne Erfolg. Seine Schwester Bertha, die in der KPD vor allem propagandistisch aktiv war, schloß sich 1929 ebenfalls der KPD (O) an, nachdem sie auch aus der KPD ausgeschlossen worden war. Die KPD (O) entwickelte sich zur eigenständigen Partei. Sie gründete sich wie alle Parteien, die sich zum Leninismus bekannten, auf eine monolithische Parteikonzeption, so daß Thalheimer sowohl Pluralität wie auch Zentrismus strikt ablehnte. Das erklärt auch sein Verhältnis zum Trotzismus, den er ebenfalls verurteilte. Unduldsam verhielt er sich gegenüber dem „Austromarxismus“, der als linke Strömung innerhalb der Sozialdemokratie eigentlich am ehesten für eine proletarische Einheitsfront aufgeschlossen war, wie sie Thalheimer befürwortete.

Zurecht kritisierte er die Unterordnung der Komintern und ihrer Mitgliedsparteien unter eine Vorherrschaft der KPdSU. In Anbetracht der heftigen innerparteilichen Kämpfe in der KPdSU seit Mitte der 20er Jahre plädierte er für eine kritische Solidarität seitens einer unabhängigen deutschen Partei. „Ich bin der Meinung, daß es ein wesentliches Erfordernis unseres Kampfes ist, daß wir uns an keine russische Fraktion anhängen, sondern daß wir die russische Frage selbständig beurteilen... und keinen Augenblick die Aufgaben vergessen, die wir hier in Deutschland haben, die Prinzipien der russischen Revolution und die Existenz der Sowjetunion zu verteidigen.“ (144)

Nach der faschistischen Machtergreifung in Deutschland begann für die Familie Thalheimer ein bitterer Lebensabschnitt in großer Not. Augusts Weg führte in die Emigration - über Frankreich nach Kuba; seine Schwester Bertha wurde nach Theresienstadt deportiert.

Gegenüber der Stalinschen Sowjetunion blieb August Thalheimer im Sinne Rosa Luxemburgs auch im Exil weiterhin kritisch solidarisch. Aus gutem Grund kritisierte er die unkritische Unterordnung der Komintern-Parteien unter die außenpolitischen Interessen der UdSSR.

Was den Kampf gegen den Faschismus nach dessen Machtergreifung in Deutschland anbelangte, vertrat er die Position der proletarischen Einheitsfront, die er jedoch der Einheits- und Volksfrontpolitik der Komintern entgensetzte. Diese Auffassung teilt auch Bergmann: „In Wirklichkeit sind leninistische Einheitsfronttaktik und stalinistische Volksfrontpolitik unterschiedene Gegensätze.“ (160) Thalheimer lehnte somit entschieden die vom VII. Kongreß der Komintern propagierte Strategie der Einheits- und Volksfrontpolitik ab, weil sie nicht revolutionär wäre. Ein Bündnis der Kommunisten mit den antifaschistischen Kräften der Bourgeoisie zur Verteidigung der bürgerlichen Demokratie und im Kampf gegen Faschismus und Kriegsgefahr hielt er für Opportunismus und für Verrat an den Interessen der Arbeiterklasse. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß die strategische Wende der Komintern von 1935 tatsächlich aus der Sicht Stalins und einiger KPD-Führer nur taktisch und instrumentell war und daß sie nur kurzzeitig befolgt wurde,

ist diese Position Thalheimers in Anbetracht seiner sonstigen Auffassungen schwer zu verstehen. Kritik verdient diese Wende der Komintern Mitte der 30er Jahre eher deshalb, weil sie viel zu spät und nicht konsequent genug in Angriff genommen wurde. Immerhin war es ein Fortschritt im strategischen Denken der Komintern-Parteien, daß die zu erkämpfende Alternative zum Faschismus nicht die sozialistische Revolution sein kann, wenn es, wie das in Deutschland seit Anfang der 30er Jahre der Fall war, keine revolutionäre Situation gibt, sondern die Verteidigung der bürgerlichen Demokratie, die Thalheimer selbst in früheren Jahren als günstigsten Boden des Kampfes um Sozialismus bezeichnet hatte, zur vordringlichen Aufgabe wird. Man kommt nicht umhin, seine Kritik an der Orientierung des VII. Komintern-Kongresses als sektiererisch zu charakterisieren. Diese Position kam auch in seiner Beurteilung des spanischen Bürgerkriegs zum Ausdruck. Die von der Komintern und der KP Spaniens befolgte Linie während des spanischen Bürgerkriegs lehnte er entschieden als angeblich opportunistisch ab, indem er meinte, in Spanien hätte damals eine proletarische Revolution Chancen gehabt. (158ff.)

Bis zu seinem Lebensende nahm Thalheimer publizistisch Stellung zur internationalen Entwicklung. Bergmann gibt ausführlich den Inhalt der Beiträge Thalheimers wieder, die ihn als schöpferischen und kritischen Kommunisten ausweisen, als einen Partei-Intellektuellen und Theoretiker, der nach Lenins Tode in der Zwischenkriegszeit ernsthaft bemüht

war, den Marxismus aus dem Stalinischen Dogmatismus zu befreien und ihn in Übereinstimmung mit der veränderten Situation weiterzuentwickeln. Wenngleich er gelegentlich auch Erkenntnisse und Einschätzungen formulierte, die nicht in jeder Hinsicht der komplizierten Realität gerecht wurden, aber von ihm dennoch unbeugsam vertreten wurden, wären seine Auffassungen wert gewesen, in der kommunistischen Bewegung ernst genommen zu werden: Sie wären geeignet gewesen, rechtzeitig falsche strategische Orientierungen der Partei zur Diskussion zu stellen und zu korrigieren.

Eine Annäherung an die KPD nach dem zweiten Weltkriege gelang ihm nicht. Auch blieb ihm verwehrt, aus Kuba nach Deutschland zurückzukehren, wofür er sich bemühte.

Die politische Familiengeschichte der Thalheimers fand in der Nachkriegszeit ihren Abschluß. August Thalheimer verstarb in Havanna am 18. September 1948. Seine Schwester, die 1945 von den sowjetischen Truppen aus Theresienstadt befreit worden und nach Stuttgart zurückgekehrt war, sich von 1945 bis 1948 der KPD angeschlossen hatte, verstarb 1959. Seine Tochter Sita landete in Mexiko, wo sie 1992 verstarb, sein Sohn Ruben fand in Australien eine neue Heimat, wo auch Thalheimers Frau Cläre, die ihm auch in der Emigration treu zu Seite stand, 1990 verstarb.

Wertvoll ist ein umfassendes Literaturverzeichnis von Arbeiten August Thalheimers und über ihn, das für die weitere Erschließung seines Werkes von großem Nutzen ist.

*Harald Neubert*

## **Abschied vom Marxismus?**

*Ingo Wagner, Eine Partei gibt sich auf. Theoretisch-politische Glossen zum Niedergang der Partei des Demokratischen Sozialismus, edition ost, Berlin 2004, 191 Seiten, 9,90 Euro*

Ingo Wagner, bis zu seiner Emeritierung 1990 Professor für Staats- und Rechtstheorie an der Karl-Marx-Universität Leipzig, war schon immer ein streitbarer Wissenschaftler mit Prinzipien. Als Verfechter der Halbstaatstheorie (eines Konzepts, das in Anlehnung an Marx, Engels und Lenin auf die Rücknahme des sozialistischen Staates in die Gesellschaft orientiert) hatte er anhaltende Probleme mit der DDR-Obrigkeit. Als PDS-Mitglied bis Oktober 2001 geriet er zunehmend in Konflikt mit der programmatischen Entsorgung des Marxismus, wie sie seit Mitte der neunziger Jahre von maßgeblichen PDS-Politikern vorangetrieben wurde. In dem von ihm vorgelegten Buch zum Niedergang der PDS zieht er die Bilanz eines auch von ihm geführten Kampfes gegen diese Entsorgung. Es ist für ihn ein verlorener Kampf, da mit dem Chemnitzer PDS-Programm vom 26. Oktober 2003 nach seiner Einschätzung der Abschied vom Marxismus besiegelt wurde. Im Rahmen der Vorstellung am 25. März 2004 in Leipzig sprach er so auch von einer „schmerzhaften Geburt“ des Buches.

Als einer der 38 Delegierten, die in Chemnitz gegen das neue PDS-Programm gestimmt haben, teile ich weitgehend Wagners Bilanz wie auch seine Einschätzungen. Er hat nichts erfunden. Er informiert den

Leser sachkundig und detailliert (mit 323 Anmerkungen) über die Vielzahl der programmatischen Dokumente und den widersprüchlichen Verlauf der programmatischen Debatte in der PDS. Dies geschieht in einer verständlichen Form, die es einem größeren Kreis von interessierten Lesern ermöglicht, sich in die oft komplizierten theoretisch-politischen Kontroversen innerhalb der PDS hineinzu-denken und sich in ihnen zurechtzufinden. Dabei beschränkt er sich nicht auf die kritische Analyse des „modernen Sozialismus“ der PDS, sondern gibt vielfältige Anregungen für die Debatte um ein zeitgemäßes marxistisches Sozialismusbild. Das Ganze ist gut lesbar, auch weil Wagner in der Debatte viele politische und theoretische Wortmeldungen von engagierten Sozialisten bzw. Kommunisten bringt und um eine lockere Polemik bemüht ist. Er hat allerdings nicht selten Mühe, mit seinen glossierenden Bemerkungen das Niveau der Realglosse dieser Debatte zu erreichen. Immerhin hatte die ehemalige PDS-Vorsitzende Gabriele Zimmer sogar zeitweilig die PDS-Programmkommission von der Programmgestaltung suspendiert. Michael Brie proklamierte ungeachtet des entfesselten Brutalokapitalismus den „Sozialismus als Tagesaufgabe“ und Lothar Bisky machte aus dem Problem der Massenarbeitslosigkeit eine Willensfrage: „Wir glauben daran und bestehen darauf, dass Vollbeschäftigung perspektivisch möglich ist, wenn man sie denn nur wirklich will.“ Kurzum: entstanden ist eine alles andere als trockene politisch-theoretische Streitschrift, die auch Momente des politischen bzw. ideo-

logischen Carnevals nicht ausspart.

Im Mittelpunkt der Kritik Wagners steht das Konzept des „modernen Sozialismus“ bzw. der „sozialistischen Moderne“, das als „theoretischer Reflex einer Vorstellung vom Sozialismus auf dem Boden und im Rahmen des Kapitalismus“ (36) bewertet wird. Dieses Konzept, in der PDS vor allem von Dieter Klein sowie von André Brie und Michael Brie vertreten, habe in seinen Grundzügen bereits in der Wendezeit vorgelegen, konnte aber das von „Komponenten des wissenschaftlichen Sozialismus“ geprägte PDS-Programm von 1993 noch nicht entscheidend beeinflussen. In den ersten drei Kapiteln sowie im vierten und fünften Kapitel (Chemnitzer Programm, Sozialismus als Tagesaufgabe, Grundlegung des Modernen Sozialismus, Methodologie des Modernen Sozialismus, PDS als Sozialdemokratie *sui generis*) macht Wagner den Inhalt, die Struktur und die praktisch politischen Konsequenzen dieses Konzepts deutlich. Er belegt, dass es dabei auch nach dem Verständnis zumindest von Michael Brie nicht darum geht, „sich um die Wiederherstellung einer marxistischen Gesellschaftstheorie zu bemühen“. (120) An die Stelle der konkreten Kapitalismusanalyse und -kritik tritt ein diffuser Modernebegriff, der zwischen einer „kapitalistischen Moderne“ unterscheidet, die abgelöst werden muss, und einer „sozialistischen Moderne“, die sich formieren muss. (39) Die kapitalistische Gesellschaft wird als „kapital dominierte Gesellschaft“ umdefiniert. In ihr werden „Entwicklungspotenziale“ wie pluralistische Demokratie, Markt und Rechtsstaat aus-

gemacht, die den Formierungsprozess hin zur sozialistischen Moderne ermöglichen sollen. Das soll in einem „Transformationsprozess“ bei entsprechendem „politischem Kräfteverhältnis“ geschehen, ohne dass zu diesem Kräfteverhältnis Näheres gesagt wird. Sozialismus wird definitiv nicht mehr als alternative gemeinwirtschaftliche Gesellschaftsordnung verstanden, sondern als „Überwindung der Kapitaldominanz“ im Rahmen der bestehenden Gesellschaft.

Wagner meint zu Recht, dass mit diesem „theoretischen Gebilde, welches zumindest logische Zusammenhänge aufweist“ (82), die marxistische Theorie „in ihrem Wesenskern aufgegeben“ werde (120), zugleich aber eine verbale Nähe zum sozialistischen und z. T. marxistischen Vokabular bleibe, sogar behauptet werde, dass der Marxismus der „wichtigste ideengeschichtliche Bezugspunkt“ (120) ist. „Aber ein bisschen ‚Marxismus‘ ergibt noch kein marxistisches Denken.“ (124) Er sieht in diesem Vorgehen eine wichtige Ursache dafür, dass die PDS-Basis in ihrer großen Mehrheit auf dem Weg zum Chemnitzer Programm mitgenommen werden konnte. Dazu trug auch bei, dass die Modernetheoretiker es verstanden, „ernsthaften Debatten auszuweichen.“ (37) In der Endphase der Programmdebatte verzichteten sie auf den Modernebegriff selbst, ohne allerdings das Konzept aufzugeben. Es ziehe sich wie ein roter Faden durch das Chemnitzer PDS-Programm.

Im 4. Kapitel geht Ingo Wagner insbesondere der Frage nach, was denn ein zeitgemäßes Marx'sches Sozialismusbild heute von der Sozialis-

mus-Version des Modernen Sozialismus unterscheide. Er macht auf das Problem der „scheinbar nur geringe(n) Differenz der Begrifflichkeit“ (79) aufmerksam. Diese trete z. B. im Zusammenhang mit den Begriffen „Überwindung der Profitdominanz“ und „Reformalternative(n)“ in Erscheinung. Er weist nach, dass es aber um eine Differenz mit sehr weitgehenden praktisch-politischen Konsequenzen geht. Wagner lässt keinen Zweifel daran, dass es natürlich auch für Marxisten darum gehe, „gegen die ‚Profitdominanz‘ anzugehen, sie zurückzudrängen“ (79). Und er bewertet das in den neunziger Jahren von der PDS entwickelte „Bündel konstruktiver Reformvorschläge“ (58) grundsätzlich positiv. Die Differenzen sieht er vor allem in drei Punkten. Er konstatiert *erstens* grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Analyse und Einschätzung des Kapitalismus, der antagonistischen Klassengegensätze, der Ursachen des Krisenpotenzials im Kapitalismus usw. Er weist nach, dass sich die Modernsozialisten beharrlich weigern, die Klassen, Macht- und Interessenkonstellationen im Kapitalismus konkret zu analysieren. Er sieht *zweitens* grundlegende Differenzen hinsichtlich der Eigentums- und Machtfrage, insofern eben Sozialismus nicht zu haben ist, „ohne die Macht des Monopolkapitals zu brechen“ (82) und das „kapitalistische Eigentum an den Produktionsmitteln“ aufzuheben. (95) Er weist *drittens* auf die scheinbar sekundäre, aber in Wirklichkeit höchst wichtige Differenz hin, dass Sozialisten und Kommunisten in der Tradition von Marx ihr Programm radikaler



Reformen als Grundlage des praktisch politischen Kampfes gegen das Kapital und „als Brücke zum sozialistischen Ziel“ (108) verstehen, während die „modernen Sozialisten“ ihre „Reformalternativen“ als Basis konkreter „politischer Gestaltung“ gerade auch mittels Regierungsbeteiligung ausgeben und dies als „schrittweise“ Annäherung an das Ziel „Sozialismus“ hinstellen. Er plädiert so auch für eine klare qualitative Unterscheidung „zwischen einer nachkapitalistischen sozialistischen Gesellschaft als Ziel und politisch sozialistischer Bewegung im Kapitalismus“ (99). Er tritt für eine strikte Unterscheidung zwischen einerseits dem Gedanken von Marx, dass „der Sozialismus ‚im Schoße der alten Gesellschaft‘ ausgebrütet wird“ (MEW 13: 9), und andererseits der politischen Illusion ein, der Sozialismus könne „mitten in der bürgerlichen Gesellschaft bereits Konturen gewinnen“ (102).

Das Buch von Ingo Wagner ist nicht zuletzt auch ein Beitrag zu der kurz nach dessen Abschluss angelaufenen Debatte um eine neue Linkspartei. Wagner kommt zu dem Ergebnis, dass die PDS sich mit ihrem neuen Programm „als sozialistische Partei“ erledigt habe. (142) Er lässt seine Zustimmung zu Meinungen wie der erkennen, dass der Versuch, aus ihr „eine gesamtdeutsche antikapitalistische Partei zu entwickeln, gescheitert ist“ (145) und die PDS „zunehmend neoliberale Positionen transportiert“. (10). Seiner Meinung nach bedeutet dies aber nicht – und das Ergebnis der Wahlen vom 13. Juni bestätigt dies – „dass sie als sozialdemokratische Partei sui generis ausgespielt

hat.“ (146) Sie habe nach wie vor einen gewissen „Gebrauchswert“ bei der Verteidigung antifaschistischer Traditionen und beim Kampf für Frieden und Abrüstung. Sie werde aber, „je mehr die sozialen Gegensätze aufbrechen und sich zuspitzen“, an Gebrauchswert für das kapitalistische System gewinnen. (138 ff.)

Sammlungsbewegung der antikapitalistischen Linken kann die PDS offenbar tatsächlich nicht mehr werden. Die Zustimmung zu dem Projekt einer neuen Partei links auch von der PDS bei Meinungsumfragen in der Größenordnung von fast 30 Prozent legt dies nahe. Nicht nur ihre programmatische Entwicklung, die Wagner ausführlich darlegt, sondern auch ihre personelle und praktischpolitische Anpassung (mit der Ausgrenzung von Dieter Dehm und Uwe Hixsch aus ihrer Führung, mit ihrer direkten Teilhabe an der neoliberalen Politik in zwei ostdeutschen Bundesländern) hat mit dazu beigetragen, dass der Ruf nach einer neuen Linkspartei viel Unterstützung findet. Wagner lässt im 7. Kapitel, in dem er sich mit der Parteifrage beschäftigt, keinen Zweifel daran, dass er zumindest langfristig für eine eindeutig marxistische Partei mit Masseneinfluss eintritt. In Anlehnung an Abendroth warnt er jedoch davor, sie „willkürlich“ gründen zu wollen. (147)

Die Rolle der marxistischen Linken in der PDS-Programmdebatte sieht Wagner kritisch. Er würdigt das Auftreten von Uwe-Jens Heuer und Winfried Wolf als eine „wahre Abwehrschlacht“. (169) Ich folge ihm auch in seiner Einschätzung, dass die Linke (vor allem KPF, Marxistisches Forum und Geraer Dialog) „ent-

scheidende Fehler begangen“ hätten. (167) Der mangelnde Wille, sich rechtzeitig zusammenzufinden, gemeinsam und offensiv auf den Parteitagen aufzutreten und ein von allen getragenes marxistisches Gegenprogramm auszuarbeiten, waren sicherlich solche Fehler. Die Einschätzung, die Linke habe „keine marxistischen Überlegungen und Vorschläge“ vorgelegt (170), vermag ich nicht zu teilen. Als unmittelbarer Teilnehmer dieser Auseinandersetzungen kann ich auch nicht bestätigen, dass man seitens des Geraer Dialogs „ob seiner Illusionen“ und „seiner Fehleinschätzung des politischen Kräfteverhältnisses den Gang nach Chemnitz nicht verhindern konnte.“ (168) Solche Illusionen gab es nicht und der Gang nach Chemnitz war eben das Resultat der Dominanz der Modernesozialisten in der Führung der PDS, was durchaus erkannt wurde. Der Mittlere Ratschlag und dann in Nachfolge der Geraer Dialog haben im Jahre 2001 mit den Entwürfen II und 2.2 und dann mit der Einreichung eines kompletten Aktionsprogramms (Ersetzung des Programmkapitels III.) alternative programmatische Dokumente vorgelegt, die (ohne der marxistischen Weisheit letzter Schluss zu sein) durchaus den Maßstäben entsprechen, die Ingo Wagner selbst in dem Buch an zeitgemäße marxistische Programme anlegt. Angesichts einer Situation – und da folge ich Wagner – da für eine marxistische Partei mit Masseneinfluss zwar wichtige Voraussetzungen fehlen, aber die „Gestaltungsformung“ einer solchen Partei „bereits jetzt ideologisch, politisch-aktiv und theoretisch-programmatisch“ beginnen

sollte (147), ist die momentane organisatorische Bindung wohl gar nicht so wichtig. Wichtig ist für Marxisten, untaugliche programmatische Papiere wie das Chemnitzer PDS-Programm zurückzuweisen und gemeinsam diese „Gestaltungsformung“ voranzubringen, sich so auch über Eckpunkte des Inhalts und der Form eines „neuen historischen Projekts“ zu verständigen. Für all dies bietet das Buch Wagners vielfältige Anregungen.

*Ekkehard Lieberam*